

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Notflage.

Von Hans Fr. Blund.

Der Ewer lag mit dem Stewen in jeder Gisch. Die übergeschlagene Ladung drückte das Schiff vornüber. Notflaggen knatterten an seinem lahlen Großmast und am Fockstumpf.

Der Wind pflückte an den Leinwandsejen und trieb das Fahrzeug stößig auf die Elbbucht zu. Er gab nicht mehr viel drum, er legt es mit denen an, die ihm die See bestreiten. Um die letzte Steinladung war es doch in einer dieser Stunden geschehen.

Der Schiffer am Steuer spürte es wohl. Er starrte ohne viel Hoffnung mit übernächtigen Augen in die einsörmige Fläche. In seiner tauben Müdigkeit war ihm mitunter, als führe der Ewer längst jenseits der Wirklichkeit. Um ihn war's nicht schade, wäre es schon so weit. Leid tat's ihm um seines Bruders Weib, das vor ihm an der Luke hockte, die Arme fest um die Hölzer geschlungen.

Die Notflage hing über Hinnerk Neels. Fünf Kriegswinter hatte er verzweifelt gegen die Not über seinem Land gekämpft. Erst zum Ende, als sein Weib verhungerte, war er zusammengebrochen. Von da ab war das Leben ihm ein langsames Verdämmern geworden, das an einem dieser Tage zu Ende gehen mußte; ob jetzt, ob später, er fragte wenig danach. Der Himmel lag wie eine graue Steppe tief überm Wasser, die Brecher, die vom Wind näher kamen, schienen aus ihm niederzustürzen. Mitunter sprangen ein paar helle Wege dazwischen auf, aus denen schäumende Böen übers Meer stürzten. Dann neigte sich der Ewer tiefer vornüber.

Der Schiffer fiel wieder in fieberndes Träumen, das die Erschöpfung der Nacht in ihm weckte. Einmal dachte er an die, die vor ihm lauerte. War seines Bruders Witwe, hatte in Hamburg Arbeit suchen wollen. Sie hatte die Nacht über mit ihm wie ein Tier um ihr Leben gekämpft. Jetzt, da der Sturm nachgelassen hatte, war sie zusammengebrochen. Er empfand ein tiefes Mitleid mit ihr, wagte nicht, sie hinunterzuschicken, weil niemand wußte, wie rasch es mit dem Schiffe zu Ende gehen würde.

Der halbawache Schlaf kam wieder über Neels und mit ihm eine entspannende Nachgiebigkeit. Wie eine Erlösung schien es ihm, wenn seine Einsamkeit mit der Tiefe eins würde. Er fühlte keinen Zwang, zu bleiben, eine bleierne Müdigkeit dämpfte seinen Willen.

Im Westen stieg das Gewölk dunkler auf, der Himmel zerriff und zerlappte, das Rollen der See hallte von oben wieder und schlug dumpf zur Ferne. Die Wogen brachen härter gegen das Heck, einmal leckte ein Spritzer hoch in die Notflaggen der Fock hinein. Die Frau war plötzlich aufgefahren, riß einen Augenblick verzweifelt an den Stricken, mit denen sie sich angebunden hatte und begriff dann, wo sie war. Mühselig, mit halb erstorbenen Gliedern, löste sie sich, richtete sich hoch und stierte über die graue Wüste, auf der kein Segel sichtbar war. Ihr Blick blieb fragend auf Hinnerk Neels haften. Der sah an ihr vorbei, sie störte ihn in seinen dämmern Gedanken. Da kroch sie langsam an der Luke entlang zu ihm ans Steuer.

„Wie weit ist es?“ fragte sie. Er nickte nach vorn, der Bug tauchte tiefer, warf im Aufspringen einen hohen Gischflug übers Deck und rollte wieder in die nächste Woge hinein. Einmal schrien es, als wollte eine Dohnmacht über die Frau kommen. Aber ehe der Schiffer zupackte, hatte sie selbst ein schlängelndes Tau ergriffen und um sich geschlungen.

Ihr Lebenswille rührte Neels. Er wußte, die, die zu ihm kam, kämpfte gegen das Unvermeidliche, störte ihn, der in dämmern Müdigkeit auf das Schicksal wartete. „Hilft uns nichts,“ dachte er dann und biß die Zähne zusammen. „Es geht aufs Ende.“ Aber das Weib ward wach und das Entsetzen mit ihr. Hilfsesuchend starrte sie in die Weite. Ihre Kraft schien mit der Furcht zu wachsen, ihre

Augen klisteten durch die tiefhängenden Wolken, bohrten in die verhängten Weiten.

Sie war zu ihm gekrochen. Hinnerk Neels fühlte, wie sie sich gegen ihn stemmte, er sah ihre Verzweiflung, die über die See nach Hilfe schrie. Etwas wühlte in ihm, vielleicht war es die Nacht, die sie füreinander gekämpft hatten. Der Schiffer sah dumpf vor sich hin. Die Frau reckte sich, als wollte sie ihm helfen, das Ruder zu fassen. Wußte sie nicht, daß es zu Ende ging? Er sah die Sturmböen im Rücken näherkommen, wie dunkle Tücher schleppten die Regen hinter ihnen her. Kälte trieb voran, er fühlte sie schüttelnd in seinem Rücken stehen. Neels wußte, irgendwann in Augenblicken oder nach einer Weile, mußten die Brecher das Schiff quer werfen und die Luken vollschlagen. Langsam spürte er, wie die Erschöpfung als Dämmerung, die er nicht mehr durchdringen konnte, sich wieder um ihn wand.

Einmal fuhr er auf. Die Frau hatte das Holz in seiner Hand gepackt, sie schrie ihn an, er verstand es nicht. Da wies sie rückwärts. In den Böen querab stand gespenstisch ein grauer Leib, eine blasse Masse von Segeln, die oben in den Regen tauchten. Der Schiffer sah stumpf, ungläubig hinüber, wollte etwas sagen und taumelte. Der Regen war rasch, deckte wieder alles ein. Aber das Weib packte und schüttelte ihn und gab nicht nach, ihre Finger krallten sich in seine Schultern, schrill schrie sie ihn an. Der Schiffer sah noch einmal ungläubig hinüber, der Fremde kam wieder als grauer Schatten. Da verstand der Schiffer, daß es Wirklichkeit wurde. Er blickte die Frau erstaunt an, als käme das Unbegreifliche von ihr und sah, daß der große Segler rascher zu fahren schien als die dunklen Sturmwolken, die noch im Westen umeinander kreiften. Er kämpfte um die Betäubung um sich her, wollte überlegen, aber seine Knie schwankten. Da knotete das Weib schon die Stricke auf, die ihn hielten, stieß ihn, schrie, wies zum Notsegel und packte das Ruder mit beiden Händen. Er begriff, was sie von ihm wollte, fühlte, wie sein Kopf kreiste und kroch doch über die Luke, glaubte, jeden Augenblick müsse ihn ein Brecher über Bord spülen. Aber während er das Segel packte, der Besan zu schlingern begann und mit den gelösten Tauen die Leinwand von oben stürzte, war es, als zwänge ein fremder Befehl ihn körperlich, als bewegte er sich für das Weib, mit der Kraft der Fäuste, mit der sie ihn geweckt hatte.

Das Schiff begann hilfloser zu treiben, Neels blickte zum Steuer zurück, hörte die Schreie der Frau, er sah, wie der fremde graue Rumpf ihnen nahe war, sah, wie er unklar wurde und dann, nach einer Weile, wie ein tanzendes Boot auf den Gischköpfen stand. Da kam es auch über ihn, daß das Leben noch einmal in ihm aufstieberte, er arbeitete sich mit stoßender Brust zurück, schlang die Stricke um und wartete Körper an Körper mit dem Weib auf das dunkle Boot, das sich näher und näher arbeitete. Und während er sich gegen sie lehnte, spürte er dumpf, wie ein Trieb zum Leben von ihr ausströmte.

Der Ewer stampfte und schlängerte unter den Brechern, das Deck tauchte schräg vornüber, hob sich und bog sich wieder voll in den brechenden Gisch. Es kann jeden Augenblick aus sein, dachte Hinnerk Neels noch einmal, aber er fühlte, wie die Angst von der andern zu ihm kroch, die Angst um ihrer beider Leben. Ein Tau flog herüber, Schreie kamen mit der Gisch. Er lockerte die Stricke, begann zurückzuschreien und dann, einen Augenblick, stieß der Wille zu leben, gewaltfam in ihm hoch. Wie ein Baum reckte sich der Schiffer, faßte den Leib der Frau und warf sich, als das Boot mit einer der Wellen längsseit kam, mit einem gewaltigen Satz drüber unter die Ruderer. Er schlug schwer auf, hob sich wieder, ihm war, als müsse er zurück, als sei er nur ausgelebt, um die zu retten, die das Schiff gerufen hatte. Aber er fühlte, daß ihre Arme sich fest um ihn klammerten, er sah, wie Wogen und Gisch drüber um den sinkenden Ewer brandeten. Und er fühlte ein neues dämmern Bewußtsein in sich und stöhnte tief und glücklich, dem Leben entgegen.

Die Bedeutung Ludwig Feuerbachs.

Zum 50. Todestage des Denkers (13. September).

Ludwig Feuerbach ist einer der edelsten Vertreter des deutschen Geistes und eine wahrhaft große Persönlichkeit. Er war kein Schildknappe der Theologie wie Hegel, sondern ein freier, unabhängiger Denker; dazu ein Mann von echt republikanischer Gesinnung, ein Freund des Volkes, ein Anwalt der Unterdrückten, nicht, wie Schopenhauer, ein Parteigänger der politischen Reaktion.

Und doch haben seine Worte nicht Wurzel geschlagen im deutschen Volke; selbst in der deutschen Arbeiterschaft ist er nicht so bekannt, wie es ihm, dem Republikaner und Volksmann, von Rechts wegen zukäme.

Woran liegt das?

Die Universitätsphilosophen würden wahrscheinlich antworten: Feuerbach ist eben widerlegt. Die Vertreter der offiziellen Wissenschaft haben das immer gesagt. Weiß man aber, daß sie von jeher einen zähen, rücksichtslosen Kampf gegen alle unabhängigen Denker geführt haben, zum Teil mit unlauteeren Mitteln, so wird man ihren Worten von vornherein Mißtrauen entgegenbringen.

Im Falle Feuerbach sind sie von Anfang an planmäßig zu Werke gegangen. Zuerst haben sie ihn totgeschwiegen und dann, als das nicht mehr möglich war, als — rückständig gebrandmarkt. (Was sie bei solchen Machenschaften leidet, hat Schopenhauer in seiner glänzenden Schrift „Ueber die Universitätsphilosophie“ in schlagender Weise auseinandergesetzt.)

So ist es denn nicht zu verwundern, daß Feuerbach bei der Masse der sogenannten Gebildeten keine Stätte gefunden hat. Unverbildete, aufrichtig nach Erkenntnis strebende Menschen, die das Glück hatten, auf ihn hingewiesen zu werden, haben ihn stets als Führer und Wegweiser verehrt. Auch bei der deutschen Arbeiterschaft könnte er heimisch werden, wenn wir eine wirkliche Volksausgabe seiner Schriften hätten, wie er sie selber eine Zeittang plante. Was von ihm lebendig geblichen ist, würde in etwa drei nicht allzu starken Bänden Platz haben.

Worin liegt die Bedeutung Feuerbachs? Er ist der Ueberwinder der Theologie und der mit der Theologie verschwägerten spekulativen Philosophie. Er war der erste Philosoph, der Hegels beständiges System aus gründlichster Kenntnis heraus kritisiert und überwunden hat. („Kritik der Hegelschen Philosophie“, 1839) Hegel harte Theologie und Philosophie, Glauben und Wissen miteinander versöhnen wollen, und zwar mit Hilfe einer verschmitzten Dialektik. Feuerbach zerstörte diese künstlich geschaffene Harmonie. In seiner klassischen Streitschrift „Ueber Philosophie und Christentum“ (1839) und in seinem Hauptwerk „Das Wesen des Christentums“ (1841) wies er nach, daß Religion und Philosophie nur durch Sophismen miteinander versöhnt werden können, daß Hegel die religiösen Glaubenssätze in einem anderen Sinne nehme, als sie ursprünglich gemeint seien, und daß sein System weder der Religion noch der Philosophie gerecht werde. Feuerbach selber führt den zwingenden Nachweis, daß die Glaubenssätze, wenn man sie ohne Deuteleien ansieht, auf Schritt und Tritt in Widerspruch mit der Vernunft geraten. Aber nicht genug damit! Er zeigt auch — und hierin liegt vielleicht sein Hauptverdienst —, wie wenig das moderne, verwaschene Christentum mit dem eigentlichen, dem klassischen Christentum gemein hat, wie wenig das Christentum für den modernen Menschen noch Herzensangelegenheit ist, und daß dieser nur noch aus Heuchelei oder aus Eigensinn an dem Namen eines Christen festhält.

Hier ist nun ein grandioser Irrtum Feuerbachs einzugehen, den er freilich mit fast allen Romantikern, auch mit Schopenhauer, teilte. Er glaubte nämlich, die christlichen Dogmen, die ganz und ungeteilt freilich mit der Philosophie unvereinbar seien, enthielten Grundwahrheiten, und diese könne man aus ihnen gleichsam heraus-schälen. Heute wissen wir, daß solche Wahrheiten nicht dem Dogma eigentümlich, sondern dem Denken entlehntes Gut sind, und daß sich dieses Gut nur in den Glaubenssätzen hochentwickelter, mit der Philosophie im Kampfe stehender Religionen findet. Dieser Irrtum schadet aber der Religionskritik Feuerbachs durchaus nicht.

Der christliche Gott ist nach Feuerbach das vergegenständlichte (besser vielleicht: zur Gestalt verdichtete) Wesen des Menschen: eine ihrem Kern nach überaus wichtige, fruchtbare Erkenntnis, die später vornehmlich Heinrich Heine und Gottfried Keller eigenschöpferisch verwendet haben.

Dann ist Feuerbach, der den besten Willen hatte, sich von der Romantik und vom Intellektualismus zu befreien, weitergegangen und hat die Wurzeln der Religion überhaupt bloßgelegt („Das Wesen der Religion“, 1845, und „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ gehalten, aber nicht an einer Universität, 1848/49, veröffentlicht 1851); er findet sie im Abhängigkeitsgefühl des Naturmenschen, in dessen Furcht vor blinden

Gewalten, überhaupt in den Affekten und Gefühlen. Inwiefern seine Sätze überholt sind, kann hier nicht dargelegt werden. Nur soviel: neuere und neueste Forschungen sind durchaus nicht im Sinne der religiösen Reaktion und der mit ihr befreundeten Universitätsphilosophie ausgefallen, im Gegenteil: es hat sich gezeigt, daß der Ursprung der Religion noch tiefer im Irrationalen liegt, als Feuerbach glaubte. Feuerbach dachte sich den Menschen der Urzeit zu sehr nach dem Bilde des Kulturmenschen. Und der Mensch, den er gleichsam als Bodensatz des Christentums zurückbehält, und dessen Wesen sich in den Lehren des Christentums spiegelt, ist ein geschichtsloses, im leeren Raume schwebendes Geschöpf. Die ersten, die hier mit fruchtbarer Kritik einsetzten, waren Karl Marx und Friedrich Engels, die beide ursprünglich starke Einflüsse von Feuerbach empfangen hatten. Engels sagt in seiner gehaltenen Schrift „Feuerbach und der Ausgang der deutschen klassischen Philosophie“ (1838): „Der Kultus des abstrakten Menschen mußte ersetzt werden durch die Wissenschaft von den wirklichen Menschen und ihrer geschichtlichen Entwicklung“ und weist auf Marx' „Heilige Familie“ (1845) hin, die diese Fortentwicklung eröffnet habe. Und Marx, der Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung, betont in den berühmten, aus dem Jahre 1845 stammenden Thesen, die der Schrift von Engels beigegeben sind, daß es darauf ankomme, die Welt, die die Philosophen bisher verschieden ausgelegt hätten, nun endlich zu verändern.

Feuerbach, der sich seit 1870 zur Sozialdemokratischen Partei bekannte, hätte sich gegen solche Einwände wohl kaum verstoßt; wie er denn in einem Briefe an Friedrich Rapp vom 11. April 1868 Worte hohen Lobes für Marx' „Kapital“ findet. Er war eben kein Dogmatiker wie Schopenhauer, und sein Leitspruch hieß: „Ehrlichkeit und Redlichkeit sind zu allen Dingen nütze — auch zur Philosophie.“

Seine Aufgabe war begrenzt, und er hat sie auf seine Weise gelöst. Den Wahn, ein endgültiges und abschließendes System aufgestellt zu haben, hat er nie gehegt. Und so darf trotz aller berechtigten Kritik gesagt werden: Feuerbach gehört in die Reihe der großen Befreier. Er hat, wie vor ihm Herder für die Sprache, wie nach ihm Nietzsche für die Moral, so für die Religion einen irdischen Ursprung nachgewiesen und damit die Beweisreihe gegen die geoffenbarte Religion geschlossen.

Und endlich: er war ein Charakter von antiker Größe und Schlichtheit; frei von jeder Eitelkeit und Rechthaberei. Der Wahrheit hatte er seine Laufbahn als Universitätslehrer geopfert, der Wahrheit diente er bis zum letzten Atemzuge.

Deutschland hat nur wenige seinesgleichen!

Karl Duenze.

Das Heimatlied.

Von Erna Büsing.

Der Nachhunger und die Launen einiger Gewaltiger warfen Tausende und aber Tausende auf die Schlachtfelder — auch die vier. Wie bei allen anderen waren auch ihre Willen am Gängelband, und sie taten, was man ihnen für Pflicht ausgab. Sie gehorchten jedem Befehl, wehrten sich, stürmten oder krochen Schleichpatrouille, wie es gerade kam. Sie hungerten und froren, suchten sich die Bäue ab und tranken auf obrigkeitlichen Wunsch ermutigenden Schnaps. Ihrem Seelenleben sang die Not des Tages das Schummerlied. Schließlich wurden sie gefangen.

Sie dösten hinter Stacheldraht und versuchten kaum, ihr Denkvermögen zu ordnen. Wichtigkeiten in der Hand von einigen Großen, Schicksale, die man nach Belieben hin und her beordert. Doch auch in ihnen schrie es einmal nach Selbstbestimmung, da trugen sie schwer an dem Ballast ihrer verlorenen Jahre. Ein Aufruhr brach im Lager aus, man lärmte, plünderte Lebensmittellager, schlug Wärter tot und gewann die Freiheit. Viele entkamen, die vier sang man ein. Verflackernde Wut, die sich noch einmal austoben mußte, biß sich in ihnen fest. Man schickte sie weit weg, damit sie als Sträflinge in Steinbrüchen arbeiteten.

Sie schlossen sich eng aneinander — die vier. Bald hatten sie sich nichts mehr zu erzählen. Sie blickten stumm in Geröll und Schutt und dem zersessenden Staub. Doch wußten sie, zwei von ihnen waren Heimwehtränke, und zweien von ihnen brannte das Fernweh in den Augen. Brach nach siedendem Tropentag, ohne durch den Vorboden Dämmerung angekündigt, die Nacht herein, dann sang einer der Heimwehkranken ein Heimatlied. Das war die Zeit, wo sie träumten, die vier. Die Heimwehkranken sahen ihr Dorf. Sie kannten jeden Baum, ganz gleich ob er an der Straße oder im Garten stand, jeden Einwohner am Schritt und jeden Hund am Gebell. Möchten sie auch zwischen Steinen im ewigen Sonnenbrand leben, sie wußten, welche Blumen daheim blühten, ob über-schwemmte Wiesen dem Frühling entgegenharrten oder der Herbst-

wind rauch über Stoppeln ging. Das Heimweh nahm von ihrer Seele ganz und gar Besitz und es begleitete sie tief hinein in ihren Schlaf. Manchmal lächelten sie leise im Traum, weil der Mondschein, abprallend von der Steinwüste, grell ins Fenster der Baracke sah; sie aber wädhnten, er liebte daheim bleiche Rosenbeete.

Auch in den Fernwehkranken regte sich die Wanderlust, doch sie wies ihnen kein Ziel. Sie hatten nicht einmal eine Vergangenheit, der sie nachtrauern konnten. Arm waren sie gewesen und gehegt. Stets unterernährt, die Augen schwer und müde, ein Frieren im Körper, und ihre Lebenslust vegetierte am Nullpunkt. Sie waren die Leibeigenen des Fabrikherrn, denn der konnte mit ihrer Existenz Fangball spielen. In der stickigen Luft des kleinen Städtchens mit seiner kalten Bürgermoral war der Begriff „Achtung vor der Arbeit“ noch nicht geprägt worden. Unruhigen Geistes kam man mit der Belohnungsmoral des Christentums, die viel löstliche Dinge vom Jenseits aufzählte. Darum hatten sie kein Heimweh. Heimatgefühl haben, heißt zugleich Glauben an sich selbst haben, und sie hatten nichts, woraus sie ihn saugen konnten, diesen Glauben an sich selbst.

Doch einmal in einer großen Stadt hatten sie Freiheitslieder gehört. Denen galt ihr Erinnern und ihr Fernweh. Sie wußten im sichern Empfinden, dort draußen wird irgendwo das Fundament gebaut, auf dem eine lästige Zukunft ruhen soll.

Da kam ein Tag, brennender als alle andern und die Wärtter brutaler als sonst. Auch sie wurden ausgedörnt von der Hitze, und ihnen blieb keine andere Erquickung als der Rausch an den eigenen Machtbefugnissen.

Plötzlich kam es über einen der Heimwehkranken. Er warf das Arbeitsgerät über die Schulter und schaute den erstaunlichen Entschluß, das Heimattied in den heißen Mittag hineinzufügen. Jornbebend gebot der Wärtter Schweigen. Doch der Heimwehkranke sang desto lauter. Aus der Nebenabteilung drang gedämpftes Geschrei, denn der dort tätige Wärtter schlug mit der Knute drein, um seelischen Wirkungen zu begegnen und den Sträflingen ein für allemal das Aufhorchen abzugewöhnen.

Der Wärtter stieß dem Sänger den Gewehrkolben in den Rücken. Der Gestoßene taumelte ein paar Schritte vorwärts, das war Grund genug, um anzulegen und den Sträfling auf der Flucht zu erschießen.

Die drei gruben das Grab. Sie schaufelten tief, weil sie an die Raubtiere der Nacht dachten. Kein Wort wurde laut. Den Heimwehkranken ersahen alle Schauer des Heimwehs, die Fernwehkranken dachten an den Trost der Freiheitslieder.

Sie legten die Leiche in die Grube, kein Gebet wurde gesprochen, — doch drei Menschen sangen das Heimattied.

Kennst du die Not?

Kennst du die Not? — So hat man mich gefragt,
Und lachend habe ich darauf gesagt:
Wie oft schon mußt ich besteln mir das Brot . . .
Ich kenn' die Not!

Noch eine größ're Not, rühret sie dein Herz?
Des Volkes tiefe Schmach, der Menschheit Schmerz! . . .
Wie Schwererklärten hat mein Wort gedroht:
Ich kenn' die Not!

Jedoch die schlimmste Not kennst du wohl nicht? —
Da stützten Tränen mir vom Angesicht:
Der Zweifel ist's, der ärger als der Tod. . . .
Ich kenn' die Not!

Robert C. Galt.

Die Sache mit Landrats.

Von Josef Maria Frank.

Hauptpersonen:

„Er“, Landrat a. D., Ehrenmitglied des G. M. (Hakenkreuzler des Westens).
„Sie“, geborene „von“ aus dem „kleinen Kaiserreich“ Potosdam.
Der Mann in der blauen Jacke, folbde Erscheinung, treubiederer Typ.

Sie geht nicht und geht nicht; sie freilt; nämlich seine Tür. Klingel. Er bestürmt deswegen den Portier, der zuckt die Achseln. Er schreibt deswegen dem Hauswirt eingeschriebene Briefe; der ist dickfellig. Sie hat deswegen ihre Zustände; ihre Friseurin konnte nicht hinein. Da trommelt es an die Tür. Er öffnet; vor ihm steht der Mann in der blauen Jacke. . . .

Er (Landratstön): Was woll'n Sie hier? Betteln verboten! Schild nicht gefehrt . . . ?!

Der Mann in der blauen Jacke (kommt nicht aus der Ruhe): Ich wollte nur nach der Klingel sehn. Soll taputt sind. Komme von —

Er: (merklich freundlich) vom Hauswirt?! Sieh 'mal an! Endlich! Aha, erst wenn man mit dem Mieteinigungsamt droht, läßt der Herr sich herab!

Sie (hinter ihm): Sind — das — Zeiten! Tsch! Unter Wilhelm hätte ein Hauswirt sich das nicht erlauben dürfen! Aber — diese Republik.

Er (drückt sie rückwärts): Liebste Gelsy! Sei doch . . . ! Der Klingelmann . . .

Der Mann in der blauen Jacke (gemütlich): Na, Madamelen, unter Willen, da jab et aber doch keen Mieteinigungsamt!

Er (zeigt dem Mann den Klingelkasten und zieht sich ins Zimmer): Liebste Gelsy, du weißt doch! Diese Leute sind alle rot. Sei doch diplomatisch! Nur nicht reizen, wenn man sie brauch! Er (bestürzt): Himmel, mein Hakenkreuz! Hoffentlich hat er's nicht gesehn. (Er steckt es unter die Weste; dann nimmt er aus einer Kiste eine Zigarre. So — damit werde ich den Mann schon warm machen! — Abl)

Der Mann in der blauen Jacke: Allerhand Arbeit. Der ganze Kasten verdreht! Is lange nicht mehr gemacht worden . . . ?!

Er (vertraulich): Tja—tja! Sehr richtig! Zustände! Wissen Sie, lieber Freund, diese Hauswirte . . . ! Die Leute lassen nichts machen!

Der Mann in der blauen Jacke: Sind Sie selber schuld! Sie müssen die Leute eben zwingen!

Er: Tja, aber wie? Wie, wie?

Der Mann in der blauen Jacke: Wie . . . ? Einfach! Da müssen Sie eben Stant machen! Stant, verstehn Sie? Bei uns in de Partei — wir kriegen die Brieder schon uff die Beenel Jawollja!

Er (diplomatisch): Sie . . . e stehn wohl links? Sozialdemo. krat . . . ?

Der Mann in der blauen Jacke: Sozi . . . ? Neel! War 'mal! Ich bin Kommunist! Det eenzige Richtige bei die Zeiten! Alle for alles und alles for alle, muß det jetzt heeßen. Sonst mach'n wa nich mehr mit!

Er: Ich denke ja gerade so wie Sie! Nur . . . Sie verstehen: Ich bin Beamter . . . und meine Frau . . . alter Adel!

Der Mann in der blauen Jacke: Det ha'd schon jemert; Ihre Olle . . . ! Na, Schwamm drierel! Den Dreck soll der Teibel hoim! K'mecne die Klingel.

Er (ängstlich): Aber — Sie werden doch heute noch —

Der Mann in der blauen Jacke: Ich wer' schon! Sie müssen nur aus'm Licht —

Er (springt beiseite): Darf ich Ihnen vielleicht eine Zigarre anbieten; dann geht es besser . . . und ich werde Sie nicht weiter stören. Nur eins noch: Sie'e verlangen doch . . . die'e . . . ah' Enteignung des Privateigentums, nicht wahr . . . ?

Der Mann in der blauen Jacke (hämmert wie bei fessen): Tjawoll! Eijenium is Diebstahl, verstehn' Sie!

Er (verschwindet): Sehr interessant, tja! (Im Zimmer zu ihr): So! Den Mann habe ich eingeseift! Der macht die Klingel wieder! Nur Diplomatel!

*

Nach einer halben Stunde steckt er seine Nase wieder in den Korridor; der Mann in der blauen Jacke ist verschwunden. Statt dessen liegt auf dem Boden neben dem Klingelkasten ein Zettel: „Sehr geehrter oder Duffel! Det stimmt schon. Eijenium is Diebstahl! Und umgekehrt is doch richtig! Solange sie mir nich kriegen! Und kriegen kriegen sie mir nich! Uff Wiedersehn! Ihr Klingel-fahrer.“ Er ist starr; dann ruft er sie. Er reicht ihr den Zettel, gurgelt und starrt sie sprachlos an. Da stürzt sie in die Garderobe; ihr Sealmantel ist verschwunden, ihr Seidenmantel auch, ihre Lederjacke ebenso. Sie stürzt ins Eßzimmer; ihr massivesilbernes Tafelbesteck ist fort! Sie stürzt ins Schlafzimmer; ihre Perlen und Brillanten sind futsch! Sie verdreht die Pupillen, nennt ihren Friedrich Wilhelm ein Kamel und fällt in Ohnmacht. Das Kamel leert die Wasserkaraffe über ihr und rennt ans Telephon. Er tippt auf die Gabel: „Halloo!“; er schlägt Trommelfeuer: „Hallooooo!“; er langt auf der Stelle wie in Schimpanze der Hämorrhoiden hat. Nach fünf Minuten meldet sich das Fräulein: „Biet—tää?!

Er: „Fürchterliche Mißwirtschaft! Warte schon eine halbe Stundel! Sie: So . . . ? Ah . . . ! Welche Nummer?“ Er: „Werde mich beschweren! 2537!“ Im Apparat: „Prrrrr—fffff—tä—tä—tä.“ Er: „Hallo Herr Schulze? Hausbesitzer Schulze?“ Im Apparat: „Also — ich würde die Mark absehen und Dollars kaufen . . .“ Er: „Gehn Sie aus der Leitung!“ Im Apparat: „Hier is Schulze!“ Er: Hier Landrat Zeit! Sie haben mir da einen Mann geschickt, die Klingel reparieren. Dieses Subjekt hat mich bestohlen. Hören Sie?“ Schulze: „Manu? Ich hab keenen geschickt! Sie wollten doch vors Mieteinigungsamt?“ Er: „Aber der Mann kam doch von Ihnen!“ Im Apparat: „Also sie sünden tatsächlich!“ Er: „Was . . . ? Ich sinke?!? Un-erhört!“ Im Apparat: „Sie nicht! Aber Ihre Expedienten. Die müssen Sie zurüdnehmen. Er: „Aus der Leitung!“ Im Apparat: „Also Fredel! In der Lunadiele um fünf! Sei lieb, mein Schnuckel!“ Er: „Aus der Leitung, perverbes Frauenzimmer!“ Im Apparat: „Wasas?!? Perwers?!? Selber perwers! Dieot!“, Er fällt in Ohnmacht. Sie hat inzwischen den Portier geholt.

Sie (erlebigt): So—was! Das wäre unter Wilhelm nicht passiert!

Er (wie ein Truthahn): Ja, Ihre Republik! Da ist die schuld daran! Ihre —

Der Portier (gemütlich): Erlauben Sie, Herr Landrat, wat hat nu die Republik mit Ihrem Klingelfahrer zu tun, in denn, wat kann ick schon für die Republik, in denn, warum ham Sie denn keene bessere gemacht! Sie sind doch Landrat! In wat ihre icklauten Sachen angeht, da müssen Sie schon zur Kriminal! Mir jeht det jar nicht an!

Wenn die Heide blüht. August und September sind die Zeit, in der die norddeutsche Heide in voller Blüte steht. Die weiten Flächen im Oldenburgischen und im Hannoverischen sind in diesen Wochen bis in den Oktober hinein ein einziges, endloses, rötlich-lilafarbenes Blütenmeer. Zwar lagern an den Vormittagen recht häufig graue Nebelschwaden über diesen Gegenden, doch wenn die Sonnenstrahlen den feuchten undurchsichtigen Hauch vertrieben haben, dann leuchtet die stille Pracht der Erfa um so schöner. Ein einziger Zaubergarten, rosenfarbig hingebreitet und umsummt von Bienen, Mücken und Käfern. Eine Weide für die Millionen und Milliarden der Goeisehen Brüder aus dem stillen Busch, der kleinen, fleißigen, gelben Honigsammerinnen aus den verschiedenen Gehäusen der an den Heiderändern wohnenden Imker.

Die niedersächsische Heide ist eine einzige Idylle. Kilometer an Kilometer kann man reisen, ohne Mensch und Baum zu begegnen. Still und abgeschieden, wie sie Lilliencron und Storm besungen, weitet sie sich, Stimmungen und Empfindungen wachrufend, wie sie der Naturfönn eines Eins wiedergegeben, wie sie die Worpsweder Mater mit Stift und Pinsel festgehalten haben. Nur hier und dort steht verlassen ein von den Winterwinden verbogener Baum, eine Strauchgruppe, die die Eintönigkeit der Landschaft durchbricht, und noch viel seltener eine Heidebauernhütte mit einem Strohdach, so niedrig, daß man es fast von der Erde aus besteigen kann.

Die eigenartige Zauberschönheit der Heide berührt den Norddeutschen besonders wohlthuend. Sind doch gerade in den Küstenbezirken, in den Marschgebieten die Herbstfärbungen lange nicht so interessant und bunt wie drinnen im Binnenland. Noch ehe das Blatt an Baume vergibt ist, fegt es der Sturmwind mitleidslos vom Stamm; Laub, das mit seinem rötlichen, braunen oder gelben Schein das binnenländische Gehölz wochenlang schmückt, muß hier allzu früh vom Zweig. Der feuchte Nebel und der scharfe Küstenwind, sie sind keine Freunde der bunten Herbstlaubstimmungen. Um so mehr weidet sich das Auge an dem alten, jährlich zur Herbstzeit wiederkehrenden Reiz der Heide.

Freilich auch der Heide bleibt das Sterben nicht erspart. Nicht nur den regelmäßigen Wintertod muß sie erleiden. Dauernde Veränderungen schafft auch hier die Not unseres Volkes. Bezirke, die jahrhundert- und jahrtausendlang einen Dornröschenschlaf träumten, und deren ganze Aufgabe es war, die Honigbiene zu locken, hier und dort eine Viehweide in Nahrung zu setzen und im übrigen das schönheitsfuchende Auge des Städters zu erfreuen, bergen ja vielfach reiche Torfschätze und unter ihnen leicht fruchtbar zu machendes Ackerland. Was wunder, wenn da Haide und Spaten, Pflug und Egge ihres Amtes walten; wenn Millionen und aber Millionen Zentner Torf aus den weiten Moorflächen geholt werden, und wenn dort, wohin noch vor wenigen Jahren kein Klang der aufgeregten Gegenwart drang, in diesen Erntewochen schon weite Ackerfelder von neuer Kultur Zeugnis gaben.

Und so wird es weiter gehen. Die drängenden Lebensnöte verschleppen die alten Idyllen, und in nicht zu ferner Zukunft wird nur da, wo der Staat ein privilegiertes Naturschutzgebiet geschaffen hat und so ein vorläufiges ehernes Vetorecht einlegt, noch alter, stiller, rötlich leuchtender Eritabütenzauber junge und alte Heideschwärmer grüßen.

Naturwissenschaft

Wie alt wird die Kleidermotte? Unsere Kenntnis von der Kleidermotte, jenes bekannsten Schädling unserer Kleider und Möbel, ist in jüngster Zeit durch eingehende Untersuchungen sehr gefördert worden, die Dr. Litschack im Zoologischen Laboratorium der Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer u. Cie., Leverkusen bei Köln am Rhein, hat durchführen können. Interessant sind Litschacks Angaben über die Lebensdauer der Motten, die er in seinen „Beiträgen zu einer Monographie der Kleidermotte“ (Verlag Gebr. Bornträger, Berlin) macht. 71 zur Beobachtung gefangene Männchen lebten bei einer Zimmertemperatur von 20—25 Grad Celsius durchschnittlich 28,3 Tage, 53 Weibchen dagegen lebten unter den gleichen Bedingungen nur 16 Tage. Hielt Litschack die Tiere aber kälter, so z. B. im Winter in einem nur ein paar Stunden täglich geheizten Zimmer, so konnte er dadurch das Leben nicht unbeträchtlich, bis auf die doppelte Zahl von Tagen, verlängern. Da die Lebensdauer davon allein abhängt, wie schnell die Reservestoffe im Körper der Falter aufgezehrt werden — die Kleidermotte selbst nimmt ja keine Nahrung zu sich — und die Schnelligkeit des Verbrauchs an Reservestoffen durch die Temperatur bedingt wird, ist der hohe Einfluß, den die Temperatur auf die Lebensdauer der Kleidermotte nimmt, leicht einzusehen.

Die Menschenaffen. Je mehr man sich mit den höchstentwickelten Affenformen beschäftigt, desto deutlicher tritt ihre Aehnlichkeit mit dem Menschen zutage. Professor Reichenow in Hamburg, der lange in Kamerun gelebt hat, konnte dort mehrfach die Entwicklung junger Gorillas und Schimpansen verfolgen. Diese Affen sind bei der Geburt von hellbrauner Farbe und werden erst nach und nach schwarz, wie ja auch die Negerkinder fast weiß zur Welt kommen und erst allmählich nachdunkeln. Das Fleisch der Gorillas und Schimpansen soll nach Angabe erfahrener Menschenfresser aus jenen Gegenden von Menschenfleisch nicht zu unterscheiden sein und wird deshalb gebührend geschätzt. Freilich ist die Jagd auf den Gorilla eine gefährliche Sache und nur mit einer guten Flinte auszuführen.

Der Gorilla unterscheidet sich vom Schimpansen in seiner Lebensweise dadurch, daß er im Bewußtsein seiner Kraft sich mehr auf der Erde bewegt, während der Schimppanse lieber auf Bäume klettert und von einem Baume auf den anderen springt, um dem Menschen zu entgehen. Es gelang aber, junge Gorillas einzufangen und durch Negerinnen aufzuziehen zu lassen, so daß man ihr Aufwachsen gut beobachten konnte. Im allgemeinen sind diese Affen, auch der mächtige Gorilla, dem Menschen nicht sehr gefährlich. Sie leben als Vegetarier, in Horden, die ihren Ort ständig wechseln. Unter den Gorillas gibt es allerdings alte Männchen, die von den übrigen abge sondert leben und sich als wahre Wegelagerer herumtreiben. Diese greifen gern menschliche Wanderer an, und der waffenlose Neger ist in solchem Falle meist rettungslos verloren. Was den Gorilla zu Aggressiven auf den Menschen treibt, ist nicht Nahrungs sorge, denn er lebt rein vegetarisch. Die Triebfeder ist reine Bosheit, und auch hierin zeigt sich die menschliche Verwandtschaft.

Himmelskunde

Eine kleine astronomische Rechnung mit großen Zahlen. Unter diesem Titel macht der Züricher Prof. Brunner in der Zeitschrift „Natur und Technik“ einige interessante Angaben über die Bewegung unseres Sonnensystems im Kosmos. Der Mond kreist um die Erde, das Erd-Mond-System und auch alle anderen Planeten mit ihren Monden fahren um die Sonne. Aber auch die Sonne ruht nicht im All. Sie führt ihre große Planetenfamilie auf noch unerforschten Wegen in immer neue Himmelsräume. Durch sorgfältige Berechnungen der Lage der Sterne am Himmel, wie wir sie jetzt messen und wie sie in den Sternatalogen von 50, 100 und 200 Jahren angegeben sind, hat man bis jetzt die Tatsache dieser Bewegung des ganzen Sonnensystems, ihre augenblichliche Richtung und erste angenäherte Werte für ihre Geschwindigkeit ermitteln können. Bemerkenswert ist, daß uns diese Bewegung in den rund 2000 Jahren, seit denen die Menschen auf der Erde die Erscheinungen sorgfältiger beobachten, noch nicht so weit geführt hat, daß der Ausblick von der Erde in die Himmelsräume ein wesentlich anderer geworden wäre. Nur durch sorgfältige Messungen und Untersuchungen hat man kleine perspektivische Verschiebungen von Fixsternen nachweisen können, aus denen man dann eben die Bewegung der Erde mit dem ganzen Sonnensystem erschließt. Für den gewöhnlichen Menschen ist trotz der langen weiten Fahrt der Ausblick in die große Welt der gleiche. Das verstehen wir, wenn wir ausrechnen, wie weit uns die Erde auf ihrer Fahrt mit der Sonne in 2000 Jahren geführt hat und dann diese Zahl mit der Entfernung der Fixsterne vergleichen.

Die Astronomen geben 20 Kilometer an für den Weg des Sonnensystems in der Sekunde. Das macht in 200 Jahren 1,26 Billionen Kilometer. Das Licht, das in der Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, braucht für diesen Weg der Sonne in 2000 Jahren 49 Tage. Vom allernächsten Fixstern zu uns braucht das Licht 4 Jahre und von den vielen kleinen Sternen der Milchstraße wahrscheinlich 10 000 bis 20 000 Jahre.

In der Zeit von 2000 Jahren hat uns unser Sonnensystem trotz seiner großen Geschwindigkeit nur soviel weitergeführt im Himmelsraum, daß wir dem nächsten Fixstern, der Nachbarsonne, nur um ein Dreihundertstel ihrer Entfernung von uns näher oder ferner gerückt sind. Vom Halbmesser des großen Milchstraßen-Sternsystems beträgt dieser Weg des Sonnen-Erdsystems vielleicht kaum den hunderttausendsten Teil. Dieser Weg ist so klein im Verhältnis zu den Ausmaßen des großen Sternsystems, von dem die Sonne ein kleines Glied ist, das es wohl noch lange Zeit dauern wird, bis die Astronomen der Erde die Bewegungsgesetze des Sonnensystems herausgefunden haben werden.

Technik

Wege zur besseren Ausnutzung der Kohle. Etwa ein Drittel unserer gesamten Kohlenförderung wird auf Teer verarbeitet, doch beträgt die daraus hergestellte Teermenge noch nicht einmal 1 Proz. Die Teerausnutzung ist zufriedenstellend, dagegen können wir dies von dem Rest der Kohle durchaus nicht behaupten. Er wird entweder verfeuert oder auf Koks verarbeitet. Bei der Verfeuerung werden alle chemischen Verbindungen dem Feuer preisgegeben, bei der Kokszeugung gebietet der Hochofen ohne Rücksichtnahme auf den Inhalt und den Wert der Kohle. Daß Kohle aus ehemaliger Pflanzensubstanz hervorgegangen ist, ist bekannt; wir wußten, daß sie aus zwei Dritteln Zellulose und einem Drittel Lignin besteht. Aber neuere Forschungen von Fischer und Schrader (Kohlenforschungsinstitut Mülheim) zwingen uns heute, unsere Anschauung über den Aufbau der Kohle aufzugeben, d. h. das Verdienst dem Holzbestandteil (Zellulose) zu nehmen und es dem Lignin zuzuschreiben. Diese Erkenntnis kann unsere Verfahren zur besseren Ausnutzung der Kohle in ganz andere Bahnen lenken. Bis wir so weit sind, werden wohl noch viele Jahre vergehen. Aber die bestehenden Verfahren lassen jetzt schon Verbesserungen zu. Bei der Kokerei gewinnen wir aus dem Gas das Benzol, die Solventnaphtha, das Ammoniak für die Landwirtschaft usw. Dagegen jagen wir mit dem Verbrennen des Koksereigas jährlich etwa 30 000 Tonnen Schwefel in die Luft (das sind etwa 40 vollbeladene Güterzüge!), die niemandem nützen, vielmehr schädlich auf die Pflanzenwelt wirken. Wohl aber könnte man mit diesen Mengen 100 000 Tonnen Schwefelsäure erzeugen. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Cyan und dem Aethylen; aus letzterem könnte nach bekannten Methoden Spiritus gewonnen werden.